

„Es ist mir zu laut“ - Predigt 18. Juni 2023

Hendrik Brandt

Meine Damen und Herren und alle dazwischen und außerhalb – oder wie es in unserer Kirche ja seit jeher ganz einfach inklusiv heißt: Liebe Gemeinde!

Der Friede des Herrn sei mit uns allen.

Ich weiß nicht, aus welchen Zusammenhängen es Sie an diesem Frühsommerachmittag hierher gelockt hat. Vielleicht ist das auch nicht ganz so wichtig - denn so oder oder so geht es um ein selten gewordenes Erlebnis: Die kurze, gemeinsame Ausrichtung auf einen einzelnen Punkt, Konzentration und vielleicht sogar so etwas wie Kontemplation. Oder einfacher gesagt: Um einen Moment der kollektiven Ruhe. Wo gibt es das sonst noch?

Der Kabarettist Dieter Hildebrandt hat bei Gelegenheit immer wieder einmal das Bonmot von jenem 95-Jährigen zitiert, der, von einem

Journalisten nach dem Geheimnis seines hohen Alters befragt, gesagt habe:

"Ich kann nicht sterben, es ist mir zu laut".

Es fällt nicht schwer, hinter diesem Schnack einen wahren, wenn man so will: kulturkritischen Kern zu erkennen. Denn der Lärm ist unter uns. - Wir haben vorhin dazu einen Auszug aus einer ausdrücklich so bezeichneten „Kampfschrift“ des Philosophen und Publizisten Theodor Lessing gehört, Ihr Titel: „Der Lärm“, erschienen in der Reihe „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Einzel-Darstellungen für Gebildete aller Stände.“

Und das ist eine Klage aus dem Jahr 1908 – also vor dem Radio, dem Flugverkehr, vor der massenhaften Verbreitung individueller Automobilität - und vor dem Telefon als Alltagsgegenstand sowieso. Vom Smartphone ganz zu schweigen. Bei Pressluftschlämmern bin ich mir da nicht so ganz sicher. Jedenfalls konnte Lessing kaum von jener sich vielfach überlagernden Geräuschkulisse wissen, die später etwa als „Sinfonie der Großstadt“ beschrieben und hier oder da auch verklärt worden ist. Der Fortschritt der vergangenen bummelig 200 Jahre als stetig anschwellendes Geräusch, wenn man so will.

Das ist der eine Teil des Lärms, der uns das Leben bisweilen schwerer macht. Aber es gibt da noch eine andere Seite – und die ist aufwändiger zu fassen, aber vielleicht sogar noch wichtiger. Mich jedenfalls beschäftigt sie seit einiger Zeit. Es geht um die lärmende Art und Weise, in der wir miteinander sprechen.

Um zu sie besser verstehen ist es vielleicht hilfreich, zunächst provisorisch unsere Messinstrumente zu kalibrieren. Suchen wir also einmal kurz nach einer Nulllinie, von der aus wir starten können um zu ermessen, was eigentlich laut oder zu laut sein kann. Mir hilft da ein Blick auf eine extreme religiöse Praxis, genauer: ein Blick auf die Kartäuser. Sie wissen schon, jene katholischen Priester, die sich in ihrem Orden dazu entschieden haben, nicht nur völlig autark und für sich zu leben, sondern dabei auch zu schweigen und zu beten. Also: ausschließlich. Von einer kurzen Gesprächszeit nach der Mittagsmesse am Sonntag einmal abgesehen. Vor ein paar Jahren hatte ich das Glück, eine zwar aufgelassene, aber noch in vielerlei Hinsicht erlebbare Kartause in der Schweiz zu besuchen – und zumindest eine im Wortsinn leise Ahnung davon zu bekommen, was so etwas bedeuten kann.

In einem der ganz seltenen Gespräche, die Journalistenkollegen mit Mönchen des Ordens führen konnten, hat einer von ihnen in bemerkenswerter Fröhlichkeit erklärt, was es nun mit dem Verzicht auf das Reden - und damit also: den Lärm dieser Art - auf sich hat. „Das äußere Schweigen“, so hat er gesagt, das falle eher leicht. „Aber das innere Schweigen, das ist schwer zu erreichen“. Er macht also eine Unterscheidung, die von unserem Alltag meilenweit entfernt ist und sich burschikos so markieren lässt: Es ist möglicherweise nicht so schwer, lange Zeit die Klappe zu halten - aber unfassbar viel komplizierter, die Gedanken zu ordnen und zu beruhigen, die dann unweigerlich zu kreisen beginnen.

Wenn wir nun also nach dem Kurzbesuch dieser Extremstelle der Kommunikation den Kopf wieder in unsere Alltagsgegenwart heben, ergibt sich eine spannende Frage: Kann es sein, dass das alltägliche Gerede, Geschwätz und auch Gebrüll, das stetig weiter anschwillt, auch Folge fehlender Ordnung und Erkenntnis des eigene Seins ist? Oder einfacher: Hat, wer schreit, meist nicht nur Unrecht (das wissen wir seit dem Kindergarten), sondern sucht er oder sie oft genug auch Wege aus der eigenen Unordnung und Unsicherheit?

Wer gibt das schon gern zu. Zumal es ja nun wirklich nicht leicht ist, in den vielfältigen Themenlagen unseres Alltags stets orientiert und organisiert zu sein und entsprechend kontrolliert zu kommunizieren. Klima, Krieg und Frieden, Migrationsbewegungen, Gendern, LGBTQ+++ oder die ganz konkrete Kita-Krise, die Familien in die Verzweiflung treibt - vieles ist oder erscheint furchtbar unübersichtlich. Auf der Suche nach Halt verhärten sich die Fronten und der Lärmpegel steigt. Ein einst beliebter Kommunikationskanal wie Facebook beispielsweise ist heute vielfach nur noch eine Pöbelhalde; auf anderen elektronischen Kanälen ist es manchmal nicht viel besser.

Und in der Face-to-face-Kommunikation etwa im Straßenverkehr oder im Umgang mit öffentlichen Institutionen gerät die Lunte bisweilen so kurz, dass von der Begrüßung bis zum ersten aggressiven Satz kaum noch Zeit vergeht. Wenn überhaupt. Das, das ist meine Meinung! Das, das weiß ich genau! (Und du nicht)! Es ist im Grunde niemanden zu verdenken, dass vielfach nur noch in einzelnen Gruppen kommuniziert wird, die nicht ohne Grund Echokammern heißen – weil von den Wänden stets nur das widerhallt, was man ohnehin schon sicher zu wissen und zu kennen glaubt.

Während wir also gegen den Lärm der Maschinen eine Menge tun können, helfen uns Lärmschutzwände in der Kommunikation, also dem inneren Lärm, wenn man so will, eben nicht weiter. Im Gegenteil: Sie verschärfen das Problem, auch, weil wer doch noch von allen gehört werden will, immer noch ein wenig lauter schreien muss als es ohnehin längst Standard ist.

Wer also etwas gegen die Lärm-Eskalation im alltäglichen Miteinander tun will, müsste sich wohl erstmal auf die Suche nach einem Zentrum machen, an dem sich alles oder doch zumindest vieles ausrichten lässt. In dem es allgemeine Selbstverständlichkeiten jenseits einzelner Echokammern gibt. Das Gemeinsamkeit neu schafft, den Dialog übergreifend begründet. Und so den Lärmpegel senkt.

Hier in der Kirche fiele es leicht zu sagen, dass dies sicher auch mit einer Besinnung auf so etwas wie christliche Grundwerte, den Glauben, zu erreichen wäre. Und wer die Diskussionen auf dem gerade zu Ende gegangenen Kirchentag verfolgt hat, konnte hier vielleicht sogar Hoffnung schöpfen. Wie dort etwa fundamentalistische Pazifisten und Vertreterinnen und Vertreter wirklich praktischer Politik miteinander umgegangen sind, war bei allem Dissens bemerkenswert. Allerdings sehe ich meine Kirche ansonsten derzeit kaum in der Verfassung, der Gesellschaft hier ernsthaft Raum zu bieten oder gar Weg und Richtung zu weisen – sie müsste wohl zunächst einmal klären, wo sie irgendwo zwischen diffuser Identitätsbehauptung, undifferenzierter Gefälligkeit und vor allem fehlender Begeisterung für sich selbst eigentlich stehen will.

So steht am Ende vielleicht noch keine schnelle Lösung – wohl aber ein leiser Trost. Und das ist durchaus wörtlich zu verstehen.

Sie erinnern sich vermutlich noch an die Lesung aus dem ersten Buch der Könige, dass wir vorhin kurz aufgeschlagen haben. Wir haben da von Elia gehört, jenem Propheten, der irgendwann im neunten vorchristlichen Jahrhundert gelebt haben muss und inmitten seiner archaischen, brutalen Welt etwas Verblüffendes erlebt: Kurz nach dem er mithilfe eines martialischen Feuerzauber Gottes die Menschen seiner Umgebung zum rechten Glauben bekehrt hat (nicht ohne in der Folge hunderte von „Irrgläubigen“ ermordet zu haben) soll er dem Herrn begegnen. Und findet ihn zu seiner spürbaren Verwunderung anders als zuvor eben nicht im Sturm, nicht im Erdbeben und auch nicht im Feuer. Sondern in einem „sanften Sausen“ wie Martin Luther es übersetzt. Auf eine gewaltige Machtdemonstration folgt ein Zeichen aus der Stille. Eine seltsame Lektion für einen Gotteskrieger.

Das ist bei aller Distanz zu jenen uralten Texten immer noch ein ganz guter Hinweis für uns. Der Lärm, der uns bedrängt, der uns oft zuviel wird – er ist eben nicht notwendigerweise gottgegeben. Gott ist da nicht festgelegt, sein Angebot, wenn man so will, ist vielfältig. Er entlässt uns auch hier eben nicht aus Sorge für unseren Umgang untereinander, sondern stellt uns mitten in sie hinein. Gut lutherisch gesagt: Es steht uns Christenmenschen völlig frei zu mitzulärmen, aber ob es mit Blick auf den Nächsten klug ist, ob man es möglicherweise doch anders halten müsste – das ist zugleich die Frage. Sie steht immer mit im Raum. Wie unsere Antwort ausfällt - das ist hier in der Welt unsere Entscheidung. Und unsere Verantwortung.

Mit Blick auf den Lärm hat das niemand so schön formuliert wie der alte Sprachgenius Friedrich Rückert:

Macht dich der brausende Sturm beklommen?

Zweierlei Hoffnung bleibt dir im Braus,

Durch das Getöse hindurch zu kommen

Oder aus dem Getöse heraus.“

Amen